

Caroline Steiner

## **am Ende. beginnen**

auf dem Pilgerweg von Irún nach Santiago



### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlag-Grafik: Doris Parolo

Fotos: Caroline Steiner

E-ISBN 978-3-945542-30-9 (ePUB)

© LöwenStern Verlag Renate Wettach

Frankfurt am Main 2019, 1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Verwendung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des LöwenStern Verlags.

Verlag, Redaktion, Herstellung, Design & Layout:

Renate Wettach, LöwenStern Verlag,

Weckerlinstr. 4, 65929 Frankfurt am Main

Telefon: +49 152 34332590

E-Mail: [geschaeftsfuehrung@loewenstern-verlag.de](mailto:geschaeftsfuehrung@loewenstern-verlag.de)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer gemäß

§27a Umsatzsteuergesetz: DE291558368

[www.loewenstern-verlag.de](http://www.loewenstern-verlag.de)

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Einleitung .....	9
Baskenland.....	11
Kantabrien.....	59
Asturien.....	107
Galicien.....	163
Santiago.....	229
Autorenprofil .....	237

## **Vorwort**

Ich schildere meinen Pilgerweg. Fast 60 Jahre alt bin ich allein von Irún nach Santiago gegangen.

Am 24.09.2017 ging ich traurig und erschöpft los.

Nach vier Wochen voller Staunen, Schmerzen, Weinen, Lachen, Jammern, Amüsieren, Fürchten und Freude kam ich am 22.10.2017 in Santiago an.

Ich habe meine Erlebnisse aufgeschrieben, um andere Menschen, gerade auch aus meiner Altersgruppe, gerade auch Frauen, auf diesen Weg zu locken. Sie zu ermutigen, Zweifel, mangelndes Selbstvertrauen oder sogar Angst zu überwinden. Um Ihnen Lust und Mut zu machen, das Glück dieses Abenteuers zu wagen.

*Caroline Steiner*  
*April 2019*

# Einleitung

Es gibt einen Pilgerweg nach Santiago, fand ich fast zufällig heraus, der zum größten Teil, ungefähr 600 km, am spanischen Atlantik, also immer an einem Meer entlang führt, wie wunderbar! Das ist, was mir helfen kann, dachte ich, denn außerdem sollte er einsamer sein als der Camino Françes, dessen legendärer Ruf mich einschüch-terte. Und er würde durch überwältigende Natur verlaufen: der Camino del Norte.

Natur, Meer, Einsamkeit, Zeit.

Nach mehr als fünf harten, dunklen und schweren Jahren brauchte ich genau das, sagte mir eine eindringliche Stimme. Entsetzen und Verzweiflung, ausgelöst durch den Suizid meines Mannes lagen hinter mir, die Bewältigung des damit einhergehenden finanziellen Zusammenbruchs und furchtbare Sorgen um die damals minderjäh-rigen drei Kinder. Jahrelange verzweifelte Anstrengungen, ihnen eine Stütze zu sein, sie vor dem Fallen in den Abgrund ihres seelischen Schmerzes zu bewahren – innerlich selbst so zerstört, wie ich war. Als Überlebende war ich Verdächtigungen und Angriffen von Gläu-bigern ausgesetzt gewesen, ein nach Jahren verlorener Gerichtsstreit hatte mich zusätzlich zermürbt. Unser Haus hatte verkauft werden müssen, drei weitere Todesfälle in der engsten Familie hatten große Trauer gebracht, berufliche Anforderungen waren höher und höher geschraubt worden. Schließlich die Krankschreibung wegen Burn outs.

Die äußeren Umstände hatte ich in ein Lot bringen können, es gab für uns alle wieder einen tragfähigen Rahmen – aber in meinem Inneren musste alles noch sein Gleichgewicht finden. Auch wollte ich für meinen Mann, der sich so viele Feinde gemacht hatte, über den so viele Menschen nur voll abfälligen Zorns redeten und dachten – für meinen Mann, den Vater meiner Kinder, wollte ich an einem heiligen Ort eine Kerze anzünden. Damit, so hoffte ich, könnte ich

diese Phase meines Lebens endlich beenden und irgendwie irgendetwas neu beginnen. Anspruchslosigkeit hatte ich gelernt, meinen Lebenswillen bewahren können, und Zeit stand zur Verfügung: So beschloss ich also, den Camino del Norte nach Santiago zu pilgern.

Ein Großteil der Ausrüstung wurde mir von Freundinnen geliehen, und Freunde fuhren mich auch am Sonntag, dem 24.9.2017 (Briefwahl für mich) von Capbreton an den Bahnhof in Irún.

Dort beginnt der Camino del Norte, und um 15h11 ging ich los.

Natur, Meer, Einsamkeit, Zeit.

# Baskenland

## I. Sonntag, 24.09.: Irún – Pasai Donibane

Alles ist so, wie es sein soll, ich habe die Wanderschuhe eingelaufen, ein Tagebuch, das Übliche an Kleidung, Wanderstöcke – alles habe ich dabei, und am Rucksack hängt eine Muschel. Mein Pilgerpass liegt oben im Rucksackdeckel, Cordula Rabes Wanderführer<sup>1</sup> steckt zusammen mit der Brille griffbereit in der rechten Seitentasche, in der linken der Fotoapparat und die auffüllbare Wasserflasche.

Wie unwirklich: Aus einer belebten Stadt führt der Weg ganz plötzlich links durch Wohnblocks hinein in eine Art grünes Marschland – schon bin ich „auf dem Camino“. Guten Mutes schreite ich voran, die Sonne scheint, die Markierungen, also die gelben Pfeile, sind zu finden. Es ist Sonntag, mir begegnet in dieser Ebene der vereinzelt Schrebergärten und Entwässerungsgräben kaum jemand. Im sanften Wind raschelt das Schilf neben mir, sonst höre ich nur meine Schritte. Dann lerne ich die richtige Interpretation der Pfeile, auch durch Trial and Error, und es ist ein beglückendes Gefühl, dass der Weg für mich fürsorglich vorbereitet worden ist, dass hilfsbereite Menschen damit gerechnet haben, dass ich vorbeikommen und den Camino suchen würde. Ich bin nicht allein, sondern werde geführt. Diese Obhut begleitet mich die gesamte Strecke entlang, stützt und bestärkt mich.

Nach einer langen Etappe durch sonnenbeschiene Felder, Weiden und wenige Häuschen erhebt sich vor mir abrupt eine steile und steinige Steigung, vor der der Wanderführer auch warnt. Plötzlich bekomme ich Angst, ich könnte ausrutschen und mir etwas brechen, und der Rucksack verhindert ja eine schnelle, rettende Reaktion. Ich frage mich, was dann wohl passieren würde, denn wie gesagt,

---

1 Cordula Rabe, Jakobsweg, Rother Wanderführer, München, 3. Auflage 2015

mir ist schon länger niemand mehr begegnet. Keuchend und ächzend – merkwürdigerweise widerstrebt es mir plötzlich zu fluchen, also lasse ich es – schaffe ich den mühsamen Anstieg aber irgendwie und mache dann meine erste Pause. Ich lege den Rucksack ab, setze mich auf die Böschung, trinke Wasser, wische mir den Schweiß ab und schaue um mich. Ein kleines geliehenes Funktionshandtuch mit praktischem Karabinerhaken hängt außen am Rucksack, es lässt sich schnell abnehmen.

Diese Anstrengung hat meine Euphorie gedämpft, denn in der Vorstellung, die ich vom Camino hatte, gab es keine überfallartig lauernerde physische Kraftprobe. Ich hatte mich im schlimmsten Fall auf stetiges, stundenlang durchzuhaltendes Gehen eingestellt – mit solch einem Survival-Training hatte ich nicht gerechnet!

Also weiter. Rucksack wieder auf den Rücken und los. Irgendetwas bewegt mich, mich noch einmal umzudrehen, und ich lerne meine erste Lektion: **Immer nochmal umdrehen, bevor man einen Rastplatz verlässt!** So kann ich meine Wasserflasche und das kleine Handtuch retten.

Ich lange beim Santuario de la Virgen de Guadalupe an. Dort kann man zusammen mit einigen Touristen, die in ihren Autos hochgefahren sind, auf einer Mauer sitzend den Blick in die Weite genießen, die kleine Kirche besuchen und sich an einem winzigen Kiosk Süßigkeiten kaufen. Drinnen sitzt eine sehr alte Frau, die mit mir ein Gespräch anfängt, ich verstehe sie nur leider schlecht, da ihre Aussprache und meine Spanischkenntnisse ungenau sind. Immerhin begreife ich, dass sie mich fragt, ob ich einen Stempel möchte – ja! Ich hatte gedacht, die gibt es nur in den Herbergen. Beglückt betrachte ich ihn: die Statue der Virgen mit dem Kind auf ihrem Schoß. Dann merke ich, dass die alte Dame immer noch mit mir spricht und erfasse endlich, dass sie mich fragt, ob sie etwas von meinem Wasser trinken könne, sie habe keins dabei, und es sei so heiß, dass ihre Lippen schon ganz trocken seien.



Erstaunt reiche ich ihr meine Flasche über den Tresen, auch Teilen gehört zum Pilgern, sage ich mir. Allerdings hatte ich eher gedacht, dass die Bevölkerung mit den durchreisenden Pilgern teilt, aber so herum hat es ja auch seinen Sinn.

Danach habe ich die Wahl zwischen einem weiteren steilen, anstrengenden Aufstieg den Jaizkibel hoch oder die harmlosere Variante an seiner Ostflanke entlang – dann würden mir aber „atemberaubende Blicke über die felsige Küste“ entgehen. Doch davon würde mir der Weg in den nächsten Wochen sicher noch viele ermöglichen, also nehme ich gern die linke Abzweigung.

Für den ersten Tag wird aber auch diese Variante zur Herausforderung, denn erstens habe ich stundenlang den Eindruck, das im Tal liegende Irún entferne sich einfach nicht, ich gehe im Kreis drum herum – und zweitens nimmt die stechende Kraft der Sonne einfach nicht ab, dabei ist es schon später Nachmittag. Stunde um Stunde ziehe ich zwischen Unterholz links und trockenem Esskastanien-Wald rechts entlang. Immer wieder raschelt dieses dichte Unterholz plötzlich auf – hier lauern hoffentlich weder bissige Tiere noch Wegelagerer! Mein Herz setzt jedes Mal aus. Der breite Weg teilt die Vegetation großzügig, aber außer mir geht ihn niemand. Die Einsamkeit beunruhigt mich, sie wird unheimlicher. Über Stunden bleibe ich allein, nur manchmal hüpf neben und vor mir ein Rotkehlchen durch die Zweige und beobachtet mich.

Ich gehe und gehe, ich gehe und gehe, müder und mutloser werdend. Irgendwann taucht links plötzlich ein Zaun auf, dankbar grüße ich diesen Beweis dafür, dass hier doch schon mal Menschen gewesen sind, dass hier eine Existenz angepackt wurde. Dieser Beweis bleibt aber isoliert, ich trotte müder werdend weiter und immer weiter, es wird allmählich dämmrig.

Endlich beginnt der Abstieg, und in einigem Abstand unten sammeln eine Frau und ein Kind stumm die Esskastanien auf, die all die

Kilometer den Boden bedecken wie grüne Seeigel. Ich hatte mich schon verwundert gefragt, ob denn niemand sich darum kümmerte. Die beiden sehen arm aus, ein weiteres Kind sitzt am Wegrand und spielt auf einem Handy.

Der Abstieg wird immer steiler und beschwerlicher, meine Füße und Hüften schmerzen schon unerträglich. Erst an erst einzelnen Häusern, dann an mehreren werde ich entlang geführt, dann der Hinweis, eine Albergue sei nur noch 300 Meter entfernt. Leider bin ich so unfassbar erschöpft, dass ich mich gar nicht mehr freuen kann. Zwischen einem Berghang und grauen, engen, verschachtelten Häusern schleppe ich mich entlang, und da ich keine Hinweise mehr finde, fürchte ich, den Weg verloren zu haben – 300 Meter müssten doch schon längst geschafft sein! Es ist inzwischen dunkel geworden und ich habe Angst, meine Beine würden mich nicht mehr weiter tragen, sie zittern schon.

Doch, da vorne, das ist sie tatsächlich: an eine Kirche geschmiegt, ich erkenne sie daran, dass draußen Wäsche hängt und Wanderschuhe an der Mauer lehnen. Einmal herum gehe ich, das bedeutet, steile Treppen wieder HINAUF – oben Licht in der offenen Tür, durch die ein freundlich lächelnder älterer Herr herausschaut. Ich frage nach einem Bett – nein, das tue ihm leid, sie wären voll, sagt er, weiter freundlich lächelnd.

Verzweifelt sinke ich auf die Treppe. Das kann doch nicht sein: Auf dem ganzen zurückgelegten Weg hatte ich nicht einen Pilger gesehen, – wo kommen die denn alle her, meines Wissens gibt es in dieser Gegend nur den einen Camino?? Ich werde wahrscheinlich gleich endgültig kollabieren – jedenfalls bin ich außerstande, noch mit dem Rucksack auf dem Rücken, je wieder aufzustehen, aber dann lande ich ja sicherlich in einem Bett, und sei es in einem Krankenhaus, das ist mir schon egal. Mein Zustand muss tatsächlich besorgniserregend gewirkt haben, denn dieser nette ältere Herr zieht dann seinen ebenso netten älteren Kompagnon zu Rate, und es ergibt sich, dass

man doch noch ein Bett für mich ermöglichen kann. Ich solle nun erstmal in aller Ruhe meine Schuhe ausziehen, meine Stöcke in die Ecke stellen und meinen Pilgerausweis vorlegen. Die Aussicht auf ein Bett und einen neuen Stempel verleiht mir die Kraft, mich doch noch einmal hoch zu quälen, und der zweite Stempel stellt zwei Meerjungfrauen mit verschlungenen Fischeschwänzen dar, die ein Wappen mit zwei Ruderriemen halten.

Dann überziehe ich die Matratze und das Kissen mit mir ausgehängten Wegwerfbezügen und schwanke humpelnd in den Keller, wo man seine Sachen waschen und sich duschen kann. Alles Verschwitzte wasche ich und hänge es draußen zu den Kleidungsstücken der anderen Pilger auf die Wäscheleine. Meine zweite Lektion lautet: **Höre auf die Ratgeber und nimm Wäscheklammern mit!**

Dann setze ich mich mit meinem Tagebuch mit Blick auf das nächtliche Städtchen Pasai Donibane auf die Außentreppe. Meine Füße brennen, meine Hüften werden von glühenden Nadeln zerstoichen und mein Rücken ließe sich nur unter grimmigstem Knirschen gerade richten. Ich esse erst einmal eins meiner mitgebrachten Sandwiches und Äpfel. Man sieht die Sterne im schwarzen Himmel, links und rechts lagern andere Pilger, die sich vertraut unterhalten, mit dem Handy beschäftigt sind oder auch Tagebuch schreiben, alles ist friedlich und auf dieser Anhöhe wie entrückt, fast wie in einem Klosterhof.

Unten am Hafenbecken, in dessen völlig stillem schwarzen Wasser sich die Lichter der Stadt spiegeln, singt jemand etwas monoton Schlager. Die einsame Stimme in der endlos scheinenden Dunkelheit lässt mich an Eichendorff denken:

Ein Schiffer nur noch, wandermüd, /singt übers Meer sein Abendlied  
/ zu Gottes Lob im Hafen.<sup>2</sup>

---

2 Joseph von Eichendorff (1788 – 1857), „Der Einsiedler“

Das Gedicht ist eine Metapher der Phase zwischen vergehendem Leben und Tod. Ich muss weinen, ich bin so erschöpft, allein, in der Fremde, müde, mein Körper tut mir so weh. Damit hatte ich nie gerechnet, dass auch ich, die immer gerne lange Strecken gegangen war, die ihre Schuhe doch eingelaufen hatte, die noch nicht mal einen ganzen Tag gepilgert war, dass trotz allem ich gleich am ersten Abend so ein Wrack sein würde.

In der Herberge spreche ich beim Insbettgehen mit einer jungen Französin, sie ist mit dem Rad unterwegs! Und es gibt Pilger, die haben tatsächlich eine Stirnlampe mit, ein Ausrüstungsteil, das ich plötzlich viel praktischer finde als gedacht. Diese wird benutzt, um spät ins Bett zu gehen und das Aufbrechen im noch Dunklen zu ermöglichen, ohne die Schlafenden durch das Deckenlicht zu wecken. Mich weckt allerdings auch dieses diskrete Licht, zusammen mit dem unvermeidlichen Geraschel und Geschabe des Rucksackpackens, aber das ist nicht schlimm, auch in den kommenden Nächten nie, denn da man erschöpft ist, schläft man wieder ein.

## II. Montag, 25.9: Pasai Donibane – Orio

Als ich am nächsten Morgen aufwache, sind die meisten aus dem Zimmer schon fort, das finde ich Neuling verblüffend. Im Nachtoberhemd<sup>3</sup> gehe ich hinaus, um meine gewaschenen Sachen hereinzuholen. Dort hängen sie, mutterseelenallein. Das ist dann meine dritte Lektion: **Nimm deine nasse Wäsche nachts von der Leine mit nach drinnen, du weißt nie, wie das Wetter wird.** Sie hängen im Regen.

Ich packe sie nass ein und ziehe die Wechselsachen an, hoffe, so bald ins Trockene zu geraten, dass es nicht zum Schimmeln kommen wird.

---

3 In einem großen Oberhemd zu schlafen hat den Vorteil, dass man auch außerhalb des Bettes einigermaßen bedeckt und angezogen ist. Finde ich.

Noch eine Spende in die bereitgestellte Schachtel – diese Albergue finanziert sich ausschließlich über Spenden – , dann unterm Regencapelo. Unten am Wasser muss man eine winzige Fähre nehmen, sie kostet nur 80 Cent. Am anderen Ufer angekommen informieren mich drei deutsche Pilger, dass ich jetzt Richtung Meer gehen müsse, da warten dann 97 Stufen auf mich. Da gebe es auch einen Leuchtturm, den hätten sie damals aber ganz übersehen. Sie hätten diese Etappe letztes Jahr schon mal bewältigt, aber jetzt gingen sie erstmal „ins Dorf“, um zu frühstücken.

Meine Laune ist eigentlich gut, denn ich habe den Schutz des Regencapelo und kann losgehen, auch sind die Schmerzen von gestern fast abgeklungen. Die Stufen zähle ich nicht, den Leuchtturm sehe ich, darüber sogar noch einen. Der Blick von oben hinunter auf Pasai Donibane in seiner geschützten Bucht ist auch in Regenschleiern wirklich schön, und die verregnete Küste auch:



Mein Cape ist leider ein Reinform. Das ist meine vierte Lektion: **Spare nicht beim Regenschutz.**

Wieder begegnet mir auf den nächsten Kilometern kein Mensch. Kein einziger Mensch. Aber Möwen und Rotkehlchen, mit denen teile ich meine letzten Sandwiches, wobei es allerdings schwierig wird, die regenfeuchte Baguette in Stückchen zu reißen, sie ist schon zu einer Art gummiartiger Knete geworden.

Mittlerweile bin ich auch unter dem Cape nass geworden, aber glücklicherweise hellt es sich auf und sogar die Sonne breitet sich aus: Ich kann meine nasse Wäsche zum Trocknen draußen an den Rucksack hängen. Wenn nicht sehr bald meine Füße wieder zu schmerzen angefangen hätten, würde ich vielleicht sogar singend weiterlaufen, aber ich muss die Zähne zusammenbeißen. Auch muss ich erst noch begreifen, dass auf diesem wunderschönen, wilden, ursprünglichen Küstenweg durch Heide, Birken, Felsen, Farne, Steineichen, hoch über dem verheißungsvollen, endlosen Atlantik wirklich außer mir niemand ist. Diese Tatsache verunsichert mich und es schlängelt sich auch ein kleiner dünner Angstfaden in mein Denken hinein, aber dann sage ich mir, dass es völlig idiotisch sei, damit zu rechnen, dass 1. in dieser morgendlichen Einsamkeit (und zuerst ja noch im Regen) ausgerechnet hier jemand lauern sollte, der es 2. auf Pilgerinnen älteren Datums abgesehen hat. Da diese Einsamkeit auch die nächsten Tage und Wochen anhält, gewöhne ich mich im Laufe des Camino an sie.

Weiter läuft der Weg, leer und still, nicht einmal Greifvögel überfliegen ihn und kaum Möwen. Es geht durch karges, aber wohltuendes Gelände, immer wieder tut sich der Blick auf den blau schimmernenden, endlosen Atlantik auf. Rechts und links liegen solide Bauern- oder Ferienhäuser, massiv und asymmetrisch: Der Giebel ist nicht mittig, und das Dach wird einseitig weiter nach unten gezogen, sodass die Garage oder der Schuppen in den Schutz einbezogen wird. Alle haben einen Namen, der aus Kacheln zusammengesetzt am Tor klebt und mindestens ein „x“ enthält. Dazwischen lange Strecken mit saftigen Viehweiden, die sich links wie wellige Matten in Bergänge verwandeln, ein bisschen wie das Voralpenland.

Aussichtspunkt gekommen bin – den Schlenker nehme ich auf mich, Rückenschmerzen habe ich eh schon.

Die anderen wählen die kürzere Strecke, und so trennen sich plötzlich unsere Wege. (Wir rechnen natürlich damit, dass wir uns im Laufe der nächsten Zeit wiedertreffen werden.) „Siehst du“, sage ich, auf einmal wieder allein, zu mir, „der Camino öffnet dir ja den Weg zu dir, freu dich!“

Durch eine kahle, weite Ebene werde ich geleitet, endlose Stoppelfelder rechts und links, über mir der gleißende Himmel, sonst nichts. Doch, ganz weit vorne ein weißes, von Mauern eingefasstes Rechteck. Mich erinnert das wieder an die mexikanischen Western. Ist das eine Kaserne? Ein Gefängnis? Hier? Kann ja wohl nicht sein – nein, das ist es auch nicht, sondern ein Friedhof. Mitten im Nichts.

Cabo Blanco ist keine Landzunge, die sich ins Meer streckt, sondern ein schartiger, felsiger Keil oder Dolch, mit dem die Küste ins Meer sticht. Man kann auf ihm sehr weit hinausgehen, und besonders links von ihm stecken weitere hohe, zackige Felsbrocken, nackt und zerrissen klaffen sie im Wasser. Ihre Farbe erinnert an ausgedörrten Speck.



und wäre abgelenkt von diesem eisigen Regen. Ich verliere ihn aus den Augen, aber als ich endlich nahe dem Örtchen O Mesón eine überdachte Bushaltestelle sehe – da sitzt er drin und macht eine Pause. Ich geselle mich dazu, und selten hat etwas so gut geschmeckt wie die Käsebaguette, die mir die Wirtin heute Morgen in As Laxes gemacht hat! Ich mache ein Foto von Jeong-Sub und er eins von mir. Der Anorak glänzt so, weil er so nass ist:



Da Jeong-Sub es wegen seines gebuchten Rückflugs eilig hat, geht er bald weiter. Ich sitze noch länger da und freue mich, dass weder Regen noch Wind mich hier erreichen. Außerdem kann es jetzt nicht mehr soo lange nach Sobrado sein, das ist beruhigend. Nachher





## Autorenprofil

Caroline Steiner, Jahrgang 1958, lebt in Schleswig-Holstein. 2012 wurde ihre vermeintlich sichere Existenz durch einen Schicksalsschlag von einem auf den anderen Tag völlig zerstört. Unter jahrelangen, zermürbenden Anstrengungen gelang es ihr, das eigene Leben und das ihrer drei Kinder aus der Katastrophe herauszuführen, was jedoch zu ihrem physischen Zusammenbruch führte. Am Ende, wie sie war, hoffte sie irgendwie, irgendwo auf einen neuen Anfang. Mit diesem Motiv begann Frau Steiner ihren Pilgerweg von Irún nach Santiago.

Die vier Wochen in Spanien entpuppen sich als tägliche Herausforderung, als großes Abenteuer, als eine Zeit voller Überraschungen. Ehrlich, mit viel Sensibilität und präziser Beobachtungsgabe schildert Caroline Steiner ihren Weg in ein neues Leben, und nicht zuletzt ihre Bereitschaft, sich zu freuen und wieder zu lachen, machen dieses Buch zu einer ungewöhnlich spannenden und berührenden Lektüre.